

Arno
Luik

Rauh-
nächte

WESTEND

W E S T E N D

ARNO LUIK

Rauhnächte

WESTEND

Mehr über unsere Autor:innen und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-419-0
© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2023
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin
Satz: Publikations Atelier, Dreieich
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany

Inhalt

MERKWÜRDIGE ZEITEN	7
EINS	11
ZWEI	18
DREI	28
VIER	56
FÜNF	62
SECHS	81
SIEBEN	96
ACHT	115
NEUN	126
ZEHN	143
ELF	150
ZWÖLF	159
MERKWÜRDIGE ZEITEN	185

MERKWÜRDIGE ZEITEN

Aufgewacht in einer anderen Welt, denn ...

... plötzlich geschah etwas, mit dem ich nie gerechnet hatte – und doch immer Angst davor hatte. Wahrscheinlich auch Sie.

Seit ein paar Jahren, seit ich Rentner bin, antworte ich auf die Frage »wie geht es dir?« stets: »So gut wie seit meinen Kindertagen nicht mehr, keine blöden Konferenzen mehr, keine Begegnungen mit eitlen Politikern und machtversessenen Wirtschaftsbossen, also mit Menschen, die primär nur an sich interessiert sind, bei denen sich fast alles um diese Fragen dreht: ›Wie war ich? War ich gut?«

Aber stets machte ich bei meiner heiteren Antwort diesen Zusatz: »Alles kann sich ändern, von einem Tag auf den anderen, alles ist möglich.«

Nun etwas Persönliches, es ist tief in mir, Tag und Nacht, ich bin mir unsicher, ob ich es mit Ihnen teilen soll oder nicht. Warnung: Es wird traurig.

Neulich war ich auf dem Weg zum Arzt, ich traf vor der Praxis einen alten Kollegen, und der fragte mich, wir hatten uns lange nicht gesehen, wie es mir so gehe? Meine Antwort, siehe oben.

Achtzig Minuten später, nach der ärztlichen Untersuchung, bin ich, um Annalena Baerbocks Worte zu benutzen, »in einer anderen Welt aufgewacht«. Diagnose: Darmkrebs.

Vor vielen Jahren habe ich den Kinderpädagogen Wolfgang Bergmann zu einem Gespräch getroffen, er hatte Knochenkrebs im Endstadium, es war ein offenes, freimütiges, mich damals erschütterndes Gespräch, das unter dem Titel »Gibt es am Ende nur einen Schrei?« erschien.

»Ich akzeptiere«, sagte er, der vom nahen Tod gezeichnet war, bloß noch kaum hörbar reden konnte, »dass ich nicht mehr, wie Freud es nennt, ›Herr im eigenen Haus‹ bin. Bis vor Kurzem war ich noch einer der angesehensten Kinderpädagogen in diesem Land. Ein gefragter Mensch. Erfolgreich. Verblüfft blicke ich auf diese Zeit zurück, staune, was mir alles wichtig war und wie unwichtig nun alles ist.«

Auch ich schaue nun verblüfft auf jene unbeschwerten Tage zurück, die gar nicht so lange her sind und mir jetzt doch irreal vorkommen. Ich weiß nicht, wie viel Zeit mir noch bleibt. Ob ich Angst habe, wen ich und was ich verlassen muss?

Nochmals Bergmann: »Der Mensch ist ja zum Quietschen komisch. Er braucht gar nicht viel. Ich hab alles hinter mir gelassen, Bücher, Praxis, Wohnung – ohne Bedauern. Nun liege ich hier. Ich atme, ich spüre die Luft, ich freue mich, wenn die Sonne scheint, ich ärgere mich, wenn ich einen Tropfen auf die Nase kriege.«

Ich fragte ihn, wie es war, als er die Diagnose bekam. Seine Antwort: »Mit der Diagnose leben geht. Dass alle Hoffnungen nur Illusionen sind, ahnt man ja ein Leben lang. Am Anfang war die Krankheit scheinbar weit weg. Und der letzte Sommer war der schönste meines Lebens, voll unwillkürlicher Lebensfreude. Dann kommt die Verzweiflung, die Schatten kommen auf dich zu, sie sind jetzt immer an der Wand, niemand kann sie mir wegnehmen, da ist das Gefühl, die Krankheit bricht mich allmählich.«

Bin ich seit meiner Diagnose ein anderer Mensch geworden? Du siehst so bedrückt aus, sagte vor Kurzem jemand zu mir. Ich versuche, meinen Zustand, meine latente Traurigkeit zu verbergen, es gelingt offenbar nicht. Dass mir auch noch eine Sehne im Fuß gerissen ist – gestern hätte mich das überaus geärgert, heute ist der schmerzhafteste Abriss ein fast willkommenes Ablenkungsprogramm.

Ich merke, dass das, was mir gestern noch so wichtig war, plötzlich sehr unwichtig ist. Politische Diskussionen? Gutes Essen? Wein? Der Krieg in der Ukraine? Die wachsende Armut? Die Ungewissheit, wie das bloß wird – mit Inflation, vielleicht kaltem Winter, explodierenden Preisen? Dieser ganze Wahnsinn, der uns Tag für Tag umgibt, die Reden der Politiker, ihre Phrasen, mit denen sie ihre Hilflosigkeit oder ihr Unvermögen zu verbergen suchen – mir gerade ziemlich egal, das alles. Ich beobachte die allgemeinen Aufgeregtheiten mit Verblüffung; irgendwie ist da eine Schranke zwischen mir und der anderen Welt – und diese Schranke geht nicht hoch.

Oder vielleicht doch? Ich hoffe es.

Manchmal, nachts, die Stunden verstreichen unendlich langsam, denke ich: Wie doof doch der Mensch ist. Warum kloppt er sich ständig? Es gibt doch Wichtigeres, als sich in der Ukraine oder im Jemen oder Armenien oder Mali oder Syrien oder anderswo, also in viel zu vielen Ländern auf dieser eh schon geschundenen Erde zu malträtieren, zu erschießen, zu vergewaltigen, zu zerbomben, zu verletzen, zu verstümmeln, zu töten, zu morden.

Das Leben kann so schön sein – für ein paar Jahre durfte ich es, siehe oben, sehr schön genießen.

Aber nun, Terror des Zufalls, Diagnose Krebs, Ungewissheit vor der Zukunft, ist die Leichtigkeit dahin, die Unbe-

schwertheit weg. »Wissen Sie«, sagte vor knapp 20 Jahren der Frankfurter Soziologieprofessor Helmut Dubiel zu mir, »nach meiner Parkinson-Diagnose fühlte ich mich so: Ich stehe mit rund tausend Leuten auf einem Schulhof, und plötzlich werde ich – als Einziger – ohne Erklärung, ohne Hoffnung auf Erlösung, ohne Trost, ohne Begründung aus der Ansammlung herausgegriffen. Plötzlich gehöre ich zu einer Gruppe von Menschen, die nicht mehr einfach über ihren Körper verfügen können. Das Leben ist viel krummer als früher.«

EINS

19. September 2022

Spätestens heute soll ich, so hat es der Arzt versprochen, die Befunde der Gewebeproben bekommen, ob der Tumor gutartig ist oder nicht, ob man mich sofort operieren kann oder ob die quälende Abfolge weiterer Untersuchungen nötig ist.

Ich warte und warte.

Ein alter Freund sagte vorhin am Telefon, du klingst so fröhlich, man merkt deiner Stimme diese Diagnose nicht an. Es stimmt. Wenn ich mit Freunden oder Bekannten telefoniere, agiere ich wie ein altes Zirkuspferd, das sich in die Manege schleppt, aber dort, wenn der Applaus kommt, die vertrauten Gerüche in die Nüstern steigen, losgaloppiert wie ein junges Fohlen.

Vorhin hat ein Techniker angerufen, es ging um ein Kochfeld. Ich musste das Gespräch fast tränenerstickt abbrechen, konnte nur noch sagen: »Es tut mir leid, ich habe gerade keinen Kopf für Herde und Kochfelder, ich habe vergangene Woche die Diagnose ...« Weiter kam ich nicht.

12 Uhr 15: Noch keine Meldung des Arztes.

Gestern im Fernsehen »Sounds of Silence«, ein Lied, das ich immer gern hörte. Plötzlich musste ich wegläufen, bei dieser Zeile:

*»Fools« said I, »You do not know
Silence like a cancer grows«*

Tausendmal diese Zeile »Silence like a cancer grows« mitgesungen, nie nix dabei gedacht. Aber nun habe ich diesen Krebs, diesen Feind in meinem Körper. Nun wirft mich der Song um, ich muss weglaufen, zum ersten Mal mit Tränen in den Augen.

Um 13 Uhr ruft der Arzt an. Gute Nachrichten. Schlechte Nachrichten. Die gute Nachricht: Wir haben den Krebs sehr früh erwischt. Die schlechte Nachricht: Es kann sein, dass der bösartige Krebs schon ausstrahlt – in die Leber.

Wenn ich nicht wüsste, dass ich krank bin, wäre ich gesund – so fühle ich mich.

Vor ein paar Tagen, vor meiner Diagnose, traf ich meine Hausärztin, sie sah traurig aus. Ein Bekannter von ihr war sehr krank, sie untersuchte ihn, konnte nichts feststellen, sie fragte ihn: »Hast du mal einen Covid-Test gemacht?« Er schüttelte den Kopf, sie machte einen Schnelltest mit ihm und, sagte sie, habe noch nie erlebt, dass ein Test so rasend schnell rot geworden ist. Sie gab ihm sofort eine Paxo ... ah, mir fällt der Name gerade nicht ein, diese Tablette, für die Lauterbach wirbt. Fünf Tage danach: Hirnschlag, Todesgefahr, Intensivstation – aber er kommt durch. Meine Frage an sie: »Wie viele Covid-Tote hast du in deiner Praxis zu beklagen?« Sie: »In diesen zweieinhalb Covid-Jahren? Keinen.« Ich: »Was?!?« Sie: »Ja.« Sie hat, sagt sie, 15000 Patienten in ihrer Kartei. Ich: »Wie viele Krebstote?« Sie: »Das weiß ich nicht. Es sind zu viele, Dutzende, viele Dutzend.«

20. September 2022

Ein wunderschöner Frühherbstmorgen. Heute ist in der Hamburger Isestraße Markt, direkt vor unserer Wohnung. Auf dem Markt merke ich, dass ich mich jetzt anders bewege: Ich schaue stur nach vorne, Blick eher nach unten, ich schaue, was ich sonst immer tat, den Menschen nicht mehr ins Gesicht. Würde ein Bekannter mir nun entgegenkommen, ich würde einfach an ihm vorbeistiefeln. Ich bewege mich auch viel langsamer.

Nach ein paar Metern Markt verlasse ich ihn, ich kann hier nix einkaufen, es geht nicht. Komme an einem kleinen Laden vorbei. Davor ein Werbereiter mit dem Quatschslogan: »Spread your love!« In mir ist ein Spreader, der alles andere als Liebe versprüht.

Internetrecherche: Darmkrebs. Macht nur Angst.

Ein Gedanke knallt plötzlich ins Gehirn und geht nicht mehr weg: Bekomme ich eine Chemo – soll ich mir dann eine Perücke machen lassen? Einen Afrolook, Angela-Davis-like, frage ich meine Frau. Das geht in diesen merkwürdigen Zeiten nicht, sagt sie, das würde als kulturelle Aneignung interpretiert. Gedanken, die ins Nichts führen.

Heute Abend hätte ich als – wie ich häufig medial apostrophiert werde – Bahnexperte für einige Bahn-Bürgerinitiativen eine Videokonferenz. Ich sage wegen meiner Erkrankung ab, Sekunden später kommt die Antwortmail: Macht nichts, wir haben einen Ersatz für Sie. Kein Wort des Mitgefühls. Noch nie habe ich so direkt erlebt, wie ersetzbar man ist. Wie überflüssig.

Helmut Dubiel beschreibt das so: »Eine Zeitlang träumte ich, ich sei von einem Vergnügungsdampfer heruntergefallen ins Meer, und ich sehe, wie das Schiff in der Dunkelheit verschwindet. Ich höre die Leute noch lachen und tanzen, sie sind glücklich, aber ich bleibe im Wasser zurück und ersaufe.«

Am Abend erreicht mich nochmals eine Mail von einem anderen Mitglied dieser Bürgerinitiative: »Lieber Arno Luik, mit ganz viel guter Energie und kraftvollen Gedanken bin ich bei Ihnen. Menschen wie Sie sind so wichtig, um unsere Gesellschaft zu ändern. Bleiben Sie bitte mutig und zuversichtlich!«

22. September 2022

Gestern ein langer Krankenhaustag, Untersuchungen von 8 Uhr 30 bis 14 Uhr 30. Die Befunde sind nicht schön. Sie sind katastrophal.

Eine junge hübsche Ärztin untersucht mit Geräten, die ich nicht beschreiben will, meinen Darm. Verblüffend, wie rasch der Gedanke an Scham das Gehirn verlässt. Ich sitze da, betrachte meinen Körper wie ein Auto, an dem herumgeschraubt wird. Diese Ärztin gibt mir eine düstere Prognose, die mich auf ein eventuelles Leben vorbereitet, das mir nicht mehr lebenswert scheint. Das fast einem Todesurteil gleichkommt. Sie relativiert ein wenig: Wichtig seien auch noch die nachfolgenden Untersuchungen.

Nach dem Aufwachen heute im Kopf ein Wirbelstrom von Gedanken: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft bekämpfen, umarmen sich. Eine Abfolge von nicht zu stoppenden Geschichten, Erinnerungen, Kindheit, Studienzeit, neulich noch unbeschwert im Main geschwommen, so viele Pläne, und nun dreht sich im Kopf eine Liedzeile von Hannes Wader, »jetzt

denke ich nur noch daran, wie ich mir, wie ich mir noch einen guten Abgang verschaffen kann«. Im Garten habe ich eine tödliche Pflanze, Eisenhut, Giftpflanze des Jahres 2005 – ob es im Internet ein Rezept gibt, wie man diesen Eisenhut zubereitet? essen & trinken.de? Chefkoch.de? Giftkoch.de?

Nachher habe ich ein Treffen, so eine Art Konzil, interdisziplinärer Untersuchungsausschuss mit Ärzten aus diversen Fachrichtungen, bei dem aufgrund aller Untersuchungen festgelegt wird, wiewannob es mit mir weitergeht. »Bringen Sie Ihre Frau mit«, ist mir gesagt worden. Und sie stellt dann die Fragen, die zu stellen ich nicht mehr in der Lage bin.

Bei einem Interview habe ich neulich gesagt, dass mein jetziges Leben als Rentner großartig sei, auch weil ich zum Beispiel »keine blöden Konferenzen« mehr erleben müsse. Und nun muss ich zu einer Konferenz, die allerblödeste Konferenz meines Lebens, eine Konferenz, die ich nie erleben wollte, die ich niemandem wünsche, sie nennt sich: Tumorkonferenz.

Im Warteraum ein großer Bildschirm, ntv-Nachrichten. Man sieht ohne Ton den hasserfüllten Putin, darunter die durchlaufende Zeile: Teilmobilmachung von 300.000 russischen Soldaten. Ich hier mit meinem persönlichen Drama und da eine Ankündigung, die – fast absehbar – im ganz großen Drama enden kann. Alles unwirklich. Und doch so real.

Ergebnis dieser Tumorkonferenz: Der Krebs hat nicht in andere Organe ausgestrahlt. Ich komme wahrscheinlich, na, vielleicht an der gefährlichen OP vorbei! Man werde nun versuchen, den Tumor zu bestrahlen, ihn gleichzeitig mit einer Chemo zu bekämpfen, »ein Spaziergang« werde das alles nicht, sagen die Ärzte.